„Letzte Rose."

Skizze von C. Fahrow.

Werner Hatting saß am Kamin in seiner behaglichen Junggesellenwohnung und fror.

Das ging nun schon viele Wochen so, daß er sich nicht erwärmen konnte, mochte er auch in noch so gut geheizten Räumen sitzen. Es war da drinnen in seiner Brust ein Fleck, von dem strömte etwas Eisiges aus, was ihn entsetzlich quälte, weil es so ungewohnt und unvertilgbar war — es war die Angst.

Angst hatte er, Tag und Nacht ließ sie ihn nicht los, und jetzt in diesen trüben Novembertagen hielt sie ihn wie mit unbarmherzigen Krallen fest, durchkältete ihn und trieb ihm immer wieder einen Vers durch den Sinn, den er irgendwo gelesen hatte:

„Die Sorge, sie schleichet mir leise nach,
Und mich friert im warmen Gemach."

Es war sonst nicht seine Art, zu träumen und die Zeit untätig zu verbringen. Aber jetzt versuchte er vergebens noch manchmal, seine Gedanken zu sammeln, sie flatterten wild durcheinander, keiner hielt stand, und hinter allem Denken und Kämpfen hörte er stets eine schwache, silberne Stimme sagen:

„Schick' mir ein paar Rosen, wenn Du fort bist."

Ein paar Rosen hatte er geschickt, nicht einmal, sondern oft. Aber doch noch nicht oft genug; denn sein Mündel, die zugleich seine Nichte war, hatte es ihm nicht nach der Heimkehr gesagt, daß sie nur an den Tagen gut schlafen konnte, an denen ein solch kleiner Karton mit „Blumengrüßen" von ihm gekommen war.

Ach, und sie brauchte den Schlaf so nötig! Brauchte ihn wie eine Pflanze Licht und Luft braucht. Und sie ging zugrunde jetzt — eigentlich hauptsächlich aus Mangel an Schlaf.

Der Baumeister Hatting erhob sich und trat an das Fenster.

Draußen wirbelten gelbe Blätter an den Scheiben vorbei, trübselig senkten sie sich auf die feuchte, dunkle Erde, und die Bäume standen schon da so tot und leer wie im tiefsten Winter.

Werner schreckte empor, die Klingel des Telephons hatte geschrillt, und er eilte an den Apparat.

„Kommst Du heute abend noch herüber?" fragte seine Schwägerin ihn. „Maria ist heute frischer als sonst und hat nach Dir gefragt."

Er antwortete, daß er kommen werde und murmelte dann vor sich hin:

„Frischer soll sie sein? Mich täuscht man nicht damit; ich weiß, daß diese Frische, wenn sie wirklich vorhanden ist, nur ein Aufflackern sein kann. Herrgott, das Kind, das Kind!"

Er preßte die Lippen aufeinander und starrte zur Erde nieder.

Sein scharfmarkiertes dunkles Gesicht sah alt und vergrämt aus; wer ihn kannte, wunderte sich, weshalb der Baumeister so plötzlich verfiel. Er war doch solch erfolgreicher Architekt, es regnete Aufträge für ihn, überall verwöhnte man ihn, er hatte eine gesicherte, ja eine glänzende Zukunft vor sich — und bei alledem war er seit einigen Wochen so verändert.

Wie konnten die Menschen wissen, was mit ihm vorgegangen war!

Er gestand es sich selbst kaum ein, und doch pochte dort drinnen, tief in seinem Herzen das alte Hämmerchen, das ihm immerfort sagte: „Du wirst nie mehr jung, nie mehr glücklich sein können. Und sie wird fortgehen, bald, bald . . ."

Wie sonderbar das Leben mit ihm gespielt hatte!

Ihn trieb es in die Ferne, fast alljährlich, er liebte Italien, liebte Rom, beachtete die schlichte, märkische Heimat kaum, weil er sie stets verglich mit dem farbigen, glühenden Süden.

Jahr um Jahr hatte er hingenommen, was ihm das Geschick bescherte, Ruhm und Gold und die Gunst schöner Frauen.

Das Gold achtete er — die Frauen nicht mehr.

Wie hätte sein Blick die Kleine beachten sollen, die seit zwei Jahren im Hause der Schwägerin Aufnahme gefunden hatte? Diese junge Waise, so still, so unscheinbar und so rührend demütig?

Aber dann war er nach Hause gekommen, gerade vor einem Jahr, und da war das Wunder geschehen: Eine liebliche Menschenblüte war ihm entgegengeflogen, in der Freude des Wiedersehens die gewohnte Scheu vergessend und Marias übergroße Augen hatten ihm gelacht wie nur einmal im Leben Mädchenaugen lachen können.

Wie deutlich entsann er sich des freudigen Schreckens, der ihn durchzuckt hatte, als er plötzlich gewahr wurde, daß Maria schön war, und daß sie ihn liebte.

Er war vierzehn Jahre älter als sie, und er dachte nicht daran, sich zu binden.

In seinem naiven Egoismus nahm er die zarte Gabe ihrer schwärmerischen Zuneigung hin wie etwas Selbstverständliches. Und dann und wann dachte er mit dem bequemen Lächeln des Weltmannes, daß er noch einige Jahre warten, seine Freiheit weiter genießen, dann aber schließlich eines Tages die reizende Blume pflücken werde, die sich ihm so unbewußt darbot.

Im vergangenen Winter, als er wieder nach dem Süden reiste, da hatte sie ihm die schüchterne Bitte gesagt, deren Klang er nicht vergessen konnte: „Schick' mir ein paar Rosen, wenn Du fort bist."

Vor wenigen Tagen war er zurückgekommen. Und da lag Maria auf dem Krankenbett — aufgegeben von den Aerzten. Sie verging, verwelkte wie eine Blume. Die Professoren erklärten, daß dies ein ganz merkwürdiger Fall sei. Man könne keine Tuberkeln bei ihr entdecken, auch die früher so volkstümlich mit „Auszehrung" benannte Krankheit sei es nicht. — Wenn vielleicht ein verborgenes Gemütsleiden bei dem jungen Mädchen vorläge, dann wäre dies die einzige Erklärung. Das seien „Seelenbazillen", gegen die es noch kein Serum gäbe.

„Sie hat dich geliebt," sagte seine Schwägerin zu ihm, „und sie wäre gesund geworden, wenn Du ihre Liebe erwidert hättest."

„Um Gottes willen!" hatte er geflüstert. „Was sprichst Du da! Ich habe das Kind ja immer lieb gehabt."

„Lieb gehabt!" wiederholte seine Schwägerin bitter, „das ist nicht genug für solch ein im Verborgenen glühendes Feuer, wie es Maria für Dich nährte. Das, was Du ihr gabst, war wie ein Almosen. Sie dürstete nach mehr. Nun ist es zu spät, nun ist nichts mehr zu helfen."

Werner dachte auch an diese schwerwiegenden Worte der Schwägerin, die er ihr nicht nachtrug, weil sie das Kind so unbeschreiblich lieb hatte, sie, die Kinderlose, die in Maria eine Tochter gesehen.

Er nahm seinen Hut und wollte fortteilen, doch an seinem Gartentor machte er Halt.

Er trat ein und ging zu einem Rosenstock, den ihm einmal Maria geschenkt, und den sie selbst hier eingepflanzt hatte.

Eine einzige letzte Rose hing an den blätterlosen Zweigen.

Ihre gelblich weißen Blütenblätter standen lose wie zum Abfallen bereit um die festere Mitte herum. Ein wehmütig feiner Duft stieg von ihr auf und es war ganz natürlich, daß Werner jene alte, sentimentale Melodie einfiel . . .

Maria hate sie oftmals auf der kleinen, schwarzen Flöte gespielt, die sie so kunstreich zu handhaben wußte.

Alles tat dem blassen Manne weh, als er nun, die Rose in der Hand, weitereilte.

Die schlichte Melodie stach ihn förmlich, als hörte er sie in allzu großer Nähe. Und doch war Marias Flötenspiel so zart und sanft gewesen.

Als er das Haus betrat, sah er die Fenster offen stehen, jene beiden, kleinen Spitzbogenfenster, hinter denen das Kind lag.

„Sonderbar," dachte er, „daß man sie bei dieser feuchten Kälte bei offenem Fenster liegen läßt."

Aber sie war nicht in ihrem Schlafzimmer.

Die Schwägerin empfing ihn oben an der Treppe und lüsterte ihm zu, Maria habe gewünscht, im Südzimmer auf dem Ruhebett zu bleiben, solange er heute da sein werde.

Einen Moment zögerte er, ehe er dort eintrat. Er hörte ein ganz leises, schwaches Flötenspiel — seit Monaten hate Maria nicht mehr die Kraft dazu gehabt, und heute ging es wieder?

Aber was spielte sie?

Heiß stieg es ihm in die Augen — er unterschied die Schlußtöne des alten Liedes, das ihm vorhin im Garten in den Ohren geklungen hatte. „Letzte Rose" spielte sie.

Als er eintrat, wandte sie ihm ihr milchweißes Gesichtchen zu und ließ die schwarze Flöte sinken.

Sie lächelte. Es war ein so über alle Maßen glückliches Lächeln, daß es Werner den Atem versetzte. So lächelten doch keine Menschen?

Er trat heran, gab ihr die Rose und versuchte zu scherzen:

„Sieh," sagte er, „gerade als Du dieses Liedchen spieltest, pflückte ich die letzte Rose aus meinem Garten für Dich."

Sie küßte die Rose und blickte ihn lange und ganz ruhig an.

„Setz' Dich doch," sprach sie. „Ich habe einen so sonderbaren Traum gehabt. Deshalb ließ ich mir die Flöte geben — denke Dir, ich habe mich im Traum selbst spielen hören. Aber so herrlich habe ich im Leben niemals spielen könen! — Und dabei sah ich mich selbst — ich saß auf einer Wiese, wo die Sonne schien, und wo mehr Blumen als Gras wuchsen. Und Du warst auch da."

Er beugte sich vor und lächelte sie an, mit jenem herzberückenden Lächeln, das ihre junge Seele gefangen hatte.

„Im Frühjahr," sagte er, „reisen wir alle zusamen nach dem Süden. Dort kannst Du auf einer wirklichen Wiese sitzen und Blumen pflücken und Flöte spielen."

Sie antwortete nicht. Ihre Blicke schweiften jetzt hinaus nach dem Stückchen Himmel, das so grau und hoffnungslos aussah.

„Dort hinaus liegt der Süden," flüsterte sie. „Ich habe immer dahingesehen, wenn Du fort warst. — Daß Du mir die Flöte geschenkt hast, war so lieb von Dir."

Es klang so unvermittelt, und in ihren Augen war ein wirrer Schein; ein Schauer durchrieselte ihn, und er beugte sich noch weiter vor.

„Maria," sagte er weich, „geht es Dir schlechter?"

Sie lächelte wieder und schwieg lange. Dann plötzlich sagte sie:

„Es ist gut, daß ich nie wieder gesund werden kann. Du würdest mich wieder vergessen haben dann. Jetzt aber bist Du bei mir, und alles ist gut. Alles ist so sehr gut! — Horch — horch nur!"

Sie hatte sich aufgerichtet, und ihre durchsichtige kleine Hand, in der noch die schwarze Flöte lag, erhob sich, wie Schweigen gebietend.

Was mochte sie nur hören?

„Letzte Rose," flüsterte sie endlich. „Letzte Rose, kaum erblüte . . ."

Sie führte die Flöte an ihre farblosen Lippen. Die Linke wollte zufassen, fiel aber kraftlos zurück, und gleich darauf sank sie selbst nieder, rasch, wie fallend.

Erschrocken umfaßte er sie und schrie auf:

„Maria — Maria — was ist Dir?"

Ueber das schneeweiße Gesicht schwebte ein seltsames Lächeln hin. Es blieb dort, heftete sich fest auf den reinen Zügen und wurde marmorn und starr.

Werner stürzte auf die Knie und überschüttete die Schlafende mit Liebesworten und Bitten.

Sie hörte nichts mehr.

Mit seiner Rose und der schwarzen Flöte, die er ihr geschenkt hatte, war sie hinübergegangen in das Land, auf die grüne Wiese, wo Sonne und Blumen und Liebe warteten.

Als sie unter der Erde eigebettet war, entfloh er weit hinunter nach dem Süden.

Aber er wußte, er würde nun nie mehr richtig warm werden können. Da war die Stelle tief drinnen in seiner Brust, wo ihn fror, immer fror . . .

Ein schneidiger Detektiv.

Ein Großkaufmann fühlte sich seit einigen Tagen durch mehrere Privatdetektivs beobachtet. Da er sich nichts vorzuwerfen hatte, schenkte er der Sache nicht weiter Beachtung und ging unbekümmert seinen Geschäften nach.

Eines Tages, als er sich in seinem Privatkontor bei offener Tür befand, klopfte es und ein junger Mann trat ein.

„Sind Sie Herr Soundso?" fragte der Besucher höflich.

„Jawohl! Warum?"

„Kann ich Sie unter vier Augen sprechen?"

„Bitte! Wir sind allein. Was wünschen Sie?"

„Ich habe ein besonderes, streng privates Anliegen."

„Nun gut!" — Der Kaufmann schloß die Tür. — „Jetzt werden wir wohl kaum gestört werden. Schießen Sie los!"

„Mein Herr", sagte der Besucher, „ich bin Detektiv!"

„Das dachte ich mir schon", erwiderte der Kaufmann ein wenig bitter.

„Ja. Ich kam vorgestern hier an und fragte bei dem Müllerschen Detektivbureau um Beschäftigung an. Die wurde mir auch zugesagt, wenn ich mich als tüchtig erweise. Ich soll einen Bericht über Sie einreichen — über alles, was Sie in den beiden letzten Tagen getan haben; und da dachte ich, das beste Mittel, dies herauszukriegen, wäre, Sie selbst danach zu fragen. Würden Sie so freundlich sein, mir alles mitzuteilen?"

Der Kaufmann lachte. „Sie sind schlauer, als die anderen Ihres Gelichters", sagte er. „Gern will ich Ihnen helfen."

Und er teilte ihm das Gewünschte bis ins kleinste Detail mit.

Der Bericht des Detektivs wurde mit denen seiner Genossen verglichen und errang einen glänzenden Erfolg. Der Mann wurde unter günstigen Bedingungen angestellt.

— Erfolg. Papa hat zum kleinen Franz oft gesagt, er solle recht artig sein, dann werde ihm der Storch auch ein Brüderchen bringen. Nach einiger Zeit treffen Zwillinge ein.

„Papa", fragt der kleine Bursch, „nun bin ich wohl zu artig gewesen?!?"

— Gipfel der Eitelkeit. Die junge Frau ist so eitel, daß Sie Ihrem Gemahl fast jeden Abend — Spiegeleier macht.

— Immer Sportsman. Ehemann (nachdem seine Frau ihre Gardinenpredigt gehalten hat, nach der Uhr sehend): „Durchschnittlich vierzig Worte in der Minute; Du hast Deinen gestrigen Rekord um fünf Worte geschlagen!"

Der Dämmerwandler.

Von Franz Schrönghamer.

Am Sendlinger Torplatz in München, beim Brunnen im schöngepflegten Rasen, stand Hanns Redlich und wartete.

Von Zeit zu Zeit zog er seine goldene Uhr heraus. Der Sprungdeckel schnellte auf und zu, der Sekundenzeiger zitterte vorwärts, vorwärts, in nervöser Hast, als fürchtete er, hinter seiner Zeit zurückzubleiben. Der Minutenzeiger registrierte Punkt für Punkt die Umläufe des kleineren Kollegen wie etwa ein Preisrichter bei einem Wettlauf.

So verging dem Wartenden Minute um Minute, Viertelstunde um Viertelstunde.

Aber Elsa kam nicht. Und sie hatte ihm doch das Wiedersehen hier am gewohnten Platze zur gewohnten Stunde so fest zugesichert.

Hunderte fremde, ihm gleichgültige Mädchengesichter waren an seinen suchenden Augen bereits vorübergeglitten, aber das ihre war nicht dabei. Jedes neue Gesicht war ihm eine neue Enttäuschung. Es überkam ihn ein Gefühl großer Verlassenheit; er hätte weinen mögen. Aber er hoffte doch noch, die Geliebte könnte von irgendwoher plötzlich mit leuchtenden Augen auftauchen und auf ihn zustürzen. Hier stürzte, flog und eilte ja alles: die Uhrzeiger, das Wasser, die Tramwagen, die Automobile, die Radfahrer, die Menschen.

Er allein stand still und unbeweglich, er allein war der einzige Ruhepunkt in dem Hin- und Wiederflüchten der tausend Dinge und Menschen.

Nie im Leben hatte er einen so eigentümlichen Eindruck von dem Getriebe um ihn wie jetzt, und er fühlte, wie ein Ertrinkender, wie es ihn in diesen Wirbel zog. Er schloß die Augen, um nichts mehr zu sehen. Aber vergebens. Alles tanzte, drehte und zog sich um ihn und trieb ihn vorwärts, hinein in den Strudel seltsamer Wesenheiten.

So ging er mit halogeschlossenen Augen über den Platz, durch viele Straßen. Das harte Pflaster, auf dem ihm der Widerhall seiner Schritte wie Hohn in die Ohren drang, hörte jählings auf, und die Schuhe wühlten im handhohen Staub der Landstraße. Da ging er wie auf Samt und empfand eine große Beruhigung.

Kleine Gärtnerhäuschen lugten aus dem Grün der Bäume und Beete.

Bald hörten auch die Häuser auf, und der Wanderer sah nichts mehr als eine weite Heide, einen Wald und dahinter einen Sonnenuntergang. Das war schön. Ein weiteres Gefühl hatte er nicht. Verwunderlich: er wollte den Dingen einen Namen geben, aber er wußte keinen mehr. Das beunruhigte ihn ein wenig. Aber das Gefühl, daß er alles so ruhig und harmonisch empfand, glich es wieder aus.

So strebte er dem fernen Wesen, für das er früher den Namen Wald gehabt hatte, mit gleichmäßigen Schritten zu. Und je näher er kam, desto höher wuchs das Wesen aus der Heide. Es wurde immer dunkler und zuletzt konnte er nicht mehr unterscheiden, was Wald und Heide war.

Die Sonne war längst untergegangen. Da war es ihm, als hörte er von rückwärts das Brausen ungeheurer Ströme voll Kraft und Licht. Er sah sich um und sah einen hellen Dunstkreis, der sich weit in die Höhe erstreckte und, immer mehr verblassend, in der unendlichen Finsternis verlor.

Er wußte nicht, daß es das Licht der Großstadt war, die er vor Stunden verlassen hatte. Aber unendlich schön und traumhaft war es. Immer konnte man in diese schwingende und doch wieder unbewegliche Helle hineinsehen. Immerzu.

Er ließ sich ins Gras nieder, wo er stand, stützte das Kinn in die Hand und staunte in das Wunder. Er sah es im Traume die ganze Nacht. Als er erwachte, war wieder diese seltsame Helle da. Aber nicht mehr fern war sie, sondern rings um ihn, überall, in Höhen und Tiefen, in Nähen und Weiten. Die Helle war zu ihm gekommen, die Helle des Morgens, und er sprang mit beiden Füßen zugleich hinein.

Er wußte nicht, daß er im Freien geschlafen hatte, und daß die Helle ein Sommermorgen war.

Aber das Licht war da und hatte tausend Farben, rot im Klee, weiß auf den Straßen, gelb im Weizen, ein anderes Rot im Mohn und ein unendliches Blau in der Ferne.

An einem Feldrain blitzte gar ein großer, heller Demant. Der Wanderer wußte nicht, daß es nur ein armes Glasscherblein war, das an einer Krautscheuche blinkte.

Mit traumhaft leuchtenden Augen ging er dahin. Menschen begegneten ihm und grüßten ihn. Er lächelte und nickte.

Er ging durch Dörfer und Flecken, zwischen Wiesen, Feldern, immerzu, in die Helle hinein.

Er kam an ein Haus mit Tischen und Bänken unter Kastanienbäumen. Da sah er wieder Menschen, die aßen und tranken und fröhlich waren. Zu denen setzte er sich, aß und trank und war auch fröhlich. Wegen des Lichtes, wegen der Helle.

Er wußte nicht, daß es die andern wegen der Ernte waren. Er wußte nicht einmal, daß er aß und trank. Dann ging er wieder weiter, in die Helle hinein. Hinter ihm her scholl mächtiges Lachen der Zurückbleibenden. Warum lachten sie so? Wegen des vielen Lichtes und der schönen Freude doch?

Da er so dahinging, merkte er, daß die Helle zu schwinden drohte. Und je länger er ging, desto dunkler wurde es allmählich. Und zuletzt war wieder die große Finsternis um ihn. Da war er sehr traurig und wandte sich um, ob ihm nicht von daher, wie gestern, das heilige Licht winke. Aber auch da war Finsternis. Land stand er traurig da und wartete auf das Licht. Er hatte oft gewartet. Am Sendlingertorplatz. Aber das Wort fiel ihm nicht ein. Auch der Name Elsa war ihm verschollen. Alles lag in Finsternis.

Das Licht hatte Mitleid mit ihm. Gestern war es ein ganzes, unermessenes Meer gewesen, heute war es nur ein winziges Tröpflein, das durch die Finsternis sickerte. Es wurde größer und freundlicher, je näher er ihm entgegenkam; eine Wärme strömte von ihm aus, die in harmonischer Zusammenstimmung des Lichtes mit weißen Vorhängen, einer Wanduhr und einer lesenden alten Frau noch gesteigert wurde.

Er klopfte an das kleine Fenster und sah, wie die Frau geisterhaft durchdringend durch das Fenster starrte. Von der Ofenbank erhob sich ein halbwüchsiger Junge, rieb sich den Schlaf aus den Augen, gähnte, ging hinaus und öffnete. Er ging ins Dunkle, den Wanderer ins Licht zu führen.

Sie gaben ihm eine Nachtsuppe und bereiteten ihm auf dem Kammerboden ein Lager.

Es waren arme Leute.

Am nächsten Morgen kam kein Licht. Auf das Schindeldach zu Häupten des Erwachenden tropfte der Regen und machte monotone Musik.

Die Musik war auch gut. Unendliche Harmonien tönten aus dem Regenfall erst auf das Dach der gastlichen Hütte, dann auf den Schirm, unter dem er auf den durchweichten Straßen ging. Soweit der Blick reichte, war der Himmel Grau in Grau getönt. Und aus dem Grau glitten Regenfäden wie Saiten einer Viola und machten Musik auf seinem Schirm, im Gras und in den Ulmenkronen am Weg.

Fünfzehn Tage lang hörte er diese Melodien. In fünfzehn Nächten vernahm er den eintönigen Regengesang unter bauerlichen Schindeldächern.

Am Abend des sechzehnten Tages begann er der Musik müde zu werden.

Er kam in einen Marktflecken mit einem weitläufigen Bräuhause. Große und kleine Bierfässer lagen regellos rechts und links vor der erleuchteten Toreinfahrt. Er trat in ein großes Gastzimmer, das von einigen Oellampen erhellt war. Um den Tisch beim Ofen saßen die Bürger und Gewerbetreibenden des Ortes, deren eifriges Reden beim Eintritt des Fremden verstummte, der sich an eine Ecke des entgegengesetzten Tisches setzte. Dort stand ein leeres Halbliterglas und etwas Zigarrenasche war auf dem feuchten, rutschigen Wachstuch verstreut. Und eine große Zeitung lag auf dem Nebenstuhl.

Die Kellnerin kam, grüßte und brachte ohne Fragen das Fremdenbuch und die Speisekarte. Die am Ofentische nahmen ihr Reden wieder auf.

Einer in Hemdärmel schlug auf die Tischplatte und rief: „Und i sag's für g'wiß, das er's g'wesen is. Geht's mit mir und lauft's eahm nach, döss Geldl könna mir uns leicht badean."

Da erhoben sich alle und gingen in die Nacht hinaus.

Der Fremde war ganz allein. Da er gegessen hatte und nichts zu tun wußte, griff er nach der Zeitung, die neben ihm auf dem Stuhle lag, und sah auf der Rückseite das Bildnis eines jungen Mannes und darunter in großem Druck einen Namen und eine hohe Zahl: 5000 Mark. Er las, daß ein Mensch im Dämmerzustande in der Welt umherirre und daß, wer ihn ausfindig mache, diese hohe Summe als Belohnung erhalte.

Als er das gelesen hatte, war es gewiß, daß er derjenige wäre, der diesen verlorenen Menschen suchen und finden müsse. Ja, er hatte ihn sogar schon irgendwo gesehen, so bekannt war ihm das Bild, und der Name, Hanns Redlich, hatte einen so vertrauten Klang.

Nun wußte er es: Nicht das Licht sollte er suchen, nicht von der Regenmusik durfte er sich betören lassen, nein, einen Menschen mußte er suchen, einem Leben mußte er nachspüren, das so rätselvoll zu seinem eigenen in Beziehung zu stehen schien.

Die Gewißheit seiner Sendung kam so plötzlich und überzeugend über ihn, daß er sich gleich auf den Weg machte.

Er wußte aber nicht, daß schon andere, die vor einer Weile um den Ofentisch gesessen hatten, ausgezogen waren, den Verlorenen zu suchen. Es war kurz vor ihm ein junger Mann in der Bräustube gesessen, auf den Bild und Beschreibung des Vermißten gepaßt hätte. Da er fortgegangen war, mutmaßten sie hin und her. So sehr hatte die hohe Belohnung ihren Sinn verwirrt, daß sie in dem Erstbesten den Verlorenen zu erkennen vermeinten, und den Wirklichen, der darnach kam, nicht mehr darum ansahen.

So gingen die einen einen Falschen suchen, und der wirkliche Vermißte war auf der Suche nach sich selbst.

Der ging tage- und tagelang und hatte immer das Bild in der Zeitung vor Augen. Und jedem Menschen, der ihm begegnete, forschte er ins Angesicht, ob er der Gesuchte wäre.

So gegen Abend — am zwanzigsten Tage seiner Suche — tauchten Türme in der Ferne auf. Er ging auf die Türme zu.

Ganz gewohnheitsmäßig sah er nach der Uhr. Sie zeigte die siebente Abendstunde. Um diese Zeit kam Elsa vom Geschäft immer hier vorbei. Ganz gewohnheitsmäßig zog er einen kleinen Spiegel aus der Tasche, um zu sehen, ob die Krawatte richtig sitze.

Denn Elsa war ein feines Mädel und hielt auch bei Hanns auf Sauberkeit. Bei all dem schwebte ihm das Bild des vermißten jungen Hanns Redlich vor, den er suchen mußte, und wie er nun wirklich in den Spiegel sah, erschrak er über das merkwürdige Gesicht, das ihm daraus entgegensah. Noch mehr aber ängstigte und verwunderte ihn der Name, der mit goldenen Buchstaben in das Saffianleder des Spiegels gepreßt war: Hanns Redlich.

Im nächsten Augenblick, da er den Spiegel fallen lassen wollte, sah er ein grenzenlos erstauntes Mädchengesicht aus der Menge tauchen.

„Elsa."

„Hanns!"

„Ueber eine Stunde habe ich auf Dich gewartet, Elsa. Wo warst Du solang?"

„Und ich fünf Wochen auf Dich! Hanns! Hanns" — Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie faßte ihn am Arme und zog ihn fort aus der Gruppe, die sich um die beiden bereits bildete.

Bald wußte man es, was sich zugetragen hatte. Und eine alte Frau meine: „„Hat das Mädel ein Glück! Fünftausend Mark!"

Trauerbäume.

Niemand kann sich dem melancholischen Eindruck entziehen, den eine über einen Grabstein gebeugte Traueresche macht. Aber auch die „regungslose Cypresse mit ihrem an Schwarz grenzenden Grün", wie Moltke sie beschreibt, die doch hoch in die Luft ragt, erweckt den Eindruck düsterer Trauer. Sie ist der Trauerbaum des Südens, wie die Traueresche, die Trauerweide und andere Bäume in nördlicheren Breiten auf Gräbern gepflanzt zu werden pflegen. Welche Eigenschaften haben diesen nur ihre ernste Bestimmung eingebracht? Vor allem wohl das Hängen der Zweige, sie machen eine Ausnahme von den anderen Bäumen, die ihre Zweige nach oben biegen, von den anderen Artgenossen unterscheiden sie sich. Diese Ausnahme gibt auch anderen Pflanzen den Charakter von Trauergewächsen, so dem bekannten Hiobs- oder Tränengras (Coix lacryma) oder der Narzisse.

Der Ausdruck der Trauer, den das Gebeugtsein der Zweige hervorruft, ist bei den einzelnen Baumarten abgestuft, gewisse Birkenarten wirken nur leicht elegisch, andere schon düsterer und am kräftigsten die Traueresche, deren Zweige ganz tief niedergeschlagen erscheinen. Als weiteres Moment kommen bei ihr noch die langen gefiederten Blätter hinzu. Weil die deutsche Weide dazu neigt, Trauerformen zu bilden, übersetzte Luther, daß die in Babylon gefangenen Juden die Harfen, mit denen sie ihren Klagegesang begleiteten, an die Weiden hingen. Die Bäume waren aber keine Weiden, sondern Pappeln und so folgte daraus ein zweiter Irrtum, nämlich, daß Linné eine aus dem Orient nach Europa gekommene Weidenart, mit herabhängenden Zweigen eben die Trauerweide (Salix babylonica) taufte. Bei der Cypresse nun kann das Herabhängen der Zweige nicht der Grund gewesen sein, der sie im Altertum und noch heute im Süden zum Gräberbaum macht, denn in ernster Geschlossenheit ragen ihre Aeste und Zweige in die Höhe. Klopstock singt: „Hoch in die Wolken steigt die Cypresse empor." Vielleicht ist es ihr düsteres Grün gewesen, das sie zum Grabschmuck machte, aber, wie Paulus Cassel nachgewiesen hat, sie war weniger ein Symbol des Todes, als der Unsterblichkeit. Und in diesem Sinne wurde sie auf den Ruheplatz der Toten gesetzt, gerade wie wir auf unserem Friedhofe „Lebensbäume" pflanzen.

— Im Kriege. Erster Soldat (dem im Gefecht eine Kugel den Arm streift): „Allmächtiger! Ich bin verwundet! Ich bin verwundet! Zu Hilfe!"

Zweiter Soldat: „Moch doch wegen solcher Kleinigkeit nicht so viel Skandal, unserem Kameraden, dem Müller, ist der Kopf abgeschossen worden, und er hat kein Wort gesagt!"